
Dorothea Dieckmann

Nach dem Mutterkreuz

Dorothea Dieckmann, geb. 1957 in Freiburg/Br., studierte Literatur und Philosophie in Köln und Hamburg, arbeitete fünf Jahre lang als Gymnasiallehrerin und ist nach einem einjährigen Aufenthalt in Rom als freie Schriftstellerin in Hamburg tätig. Sie hat eine Tochter.
Buchveröffentlichungen u. a.: „Unter Müttern - Eine Schmähchrift" (Rowohlt 1993), „Kinder greifen zur Gewalt" (Rotbuch 1994), „Die schwere und die leichte Liebe" (Novelle, Berlin Verlag 1996).

Unter der Rubrik „Frau und Familie" findet man seit jeher in den Buchhandlungen zwei Sorten von Sachbüchern. Eine eher analytische Variante untersucht die harten Probleme - von der materiellen und psychischen Bela-

stung Alleinerziehender über das Versagen der Familienpolitik bis hin zum Kindesmißbrauch - vornehmlich in kritisch-entlarvender Absicht; die andere widmet sich den normalen, „weicheren“ Alltagsproblemen praktisch-konstruktiv und nennt sich naheliegenderweise „Lebenshilfe“ oder „Ratgeberliteratur“. Eine Untersuchung, die die Normalität aufs Korn nimmt und den etablierten Alltag mit kritischem „bösem Blick“ betrachtet, fällt aus diesem Rahmen. Man sieht es gar nicht gern, wenn die heiligen Kühe angetastet werden, die doch einen Anspruch auf prinzipielle Wertschätzung und höchstensfalls Reformvorschläge haben, und verweist mit der klassischen „Geh-doch-nach-drüben“-Attitüde darauf, daß die *Anklage* bitte den ernstesten, den wirklich schlimmen Themen vorbehalten sein müsse — kurz: sei böse zu den Bösen und nett zu den Guten.

An dieses Ausgewogenheitsgebot halte ich mich nicht, wenn ich die Familie dort, wo sie (noch) funktioniert, und insbesondere ihre Hauptfigur, die praktizierende Mutter, auf die Schreibfeder spieße und die Kehrseite dieser heilen Welt beschreibe; wenn ich dabei gar übertreibe, verallgemeinere und durchaus selektiv vorgehe. Warum? Weil sich gerade hinter den unangetasteten Selbstverständlichkeiten negative Einflüsse verbergen können und das Heile manchmal heillosen Druck ausüben kann. Weil die Ratgeberei oft Bevormundung ist und es konstruktiver sein kann, der sogenannten Normalität einen Spiegel vorzuhalten, als die berühmten Verbesserungsvorschläge zu machen - vorausgesetzt, man bewahrt Distanz und Humor.

Um wen es geht

An beidem fehlt es häufig bei denen, die ich unter dem Begriff „Mittelschichtmütter“ fasse: die verantwortungsbewußten, fürsorglichen, gedulden, selbstdisziplinierten Mütter, die für das Wohl ihrer Familie, für das Körper- und Seelenheil ihrer Kinder ihre ganze Person, ihre Fähigkeiten und Energien einsetzen. Diejenigen, die die Aura einer rundum kompetenten Familienfrau verströmen oder zumindest verströmen wollen, die bei aller aufopfernden Arbeit zufrieden und glücklich sind. Diejenigen, die mit ihrem Anspruch, nicht weniger als „das Beste“ für ihre Lieben zu wollen und zu leisten, innerhalb der Familie die Binnenherrschaft und außerhalb derselben - gegenüber den Mitmüttern - moralischen Zwang ausüben. In ihnen überdauert noch heute, wenn auch in neuem Gewand, das alte patriarchalische Ideal von der häuslichen Herrscherin, Versorgerin und Beschafferin, die alle unmittelbaren Lebensvorgänge unter ihrer segensreichen Kontrolle hat, während der Mann sich in der anonymen öffentlichen Außenwelt bewährt.

Die Basis dieser Ideologie sieht heute natürlich anders aus als zu Zeiten eines unangefochtenen Patriarchats. Während die Zahl der alleinerziehenden Mütter (und, sehr selten, Väter) steigt und in den Metropolen mittlerweile nahezu die Hälfte der Haushalte erreicht, tut die sinkende Zahl der Beschäftigten das Ihre, um die Frauen wieder an Heim und Herd zu verweisen. Insbesondere in der ehemaligen DDR, wo, nachdem früher fast hundert Prozent

der Mütter berufstätig waren, heute der größte Teil von ihnen „freigesetzt“ und zum reinen Familiendasein verdonnert ist, wird die Differenz spürbar. Wenn von „Mittelstandsmuttis“ die Rede ist, so von einem Teil der am gesellschaftlichen Reichtum teilhabenden zwei Drittel - denjenigen also, die unter den sich verschlechternden Bedingungen, z. B. unter der Verknappung von Kindergartenplätzen nicht als erste zu leiden haben. Ich unterscheide dabei nicht zwischen berufstätigen und „Nur-Haus“-Frauen - denn erstens haben die berufstätigen Frauen (auch in der DDR) stets die Familienarbeit *zusätzlich* geleistet, und zweitens sollte der Tätigkeit in Familie und Haushalt nicht die Anerkennung als „ganze Arbeit“ genommen werden. (Allerdings teile ich die Skepsis gegen eine *direkte* Bezahlung der Familienarbeit - sie könnte als Instrument dazu benutzt werden, Frauen verstärkt in ihre traditionelle Rolle zurückzudrängen, und würde zudem der elterlichen Zuwendung einen rein instrumentellen Charakter zuweisen, als sei das familiäre Zusammensein mit Kindern „ein Job wie jeder andere“: welch ein zynischer Pragmatismus!). An dem Phänomen, das ich meine, haben in erster Linie die mit einem verdienenden (Ehe-)Partner ausgestatteten „Nur“-Mütter, in zweiter aber auch berufstätige und/oder alleinerziehende Mütter Anteil - all jene Handelnden und Betroffenen unter ihnen, die immer noch mit „Kraft durch (mindestens) Fröhlichkeit“-Miene den Dienst am Kind in einer Weise übererfüllen, die durchscheinen läßt, daß hier ein subtiler Wille zur Macht waltet.

Die heil(ig)e Familie

Jede(r) kennt das Phänomen, daß eine Freundin oder Kollegin, zur Mutter geworden, eine merkwürdige Persönlichkeitsveränderung zeigt. Ihre Welt reduziert sich mit einem Mal auf die Puppenstübendimensionen der häuslichen Kleinökonomie, aufs Mutterreich, in dem alles, sogar die „natürliche“ Gesinnung, hausgemacht ist. Eine bedauerliche Entfremdung kann sich hier abspielen, die alle Themen, die nicht in diese neue Innenwelt passen - vom Kino bis zur Politik, vom Liebesleben bis zur Zeitungs- oder Buchlektüre - entweder ausklammert oder in die pädagogischen Fragestellungen einspeist. Sie lebt auf, wenn sich eine Brücke zum Dauerthema „Kind“ ergibt, das der Gesprächspartner vorsichtig zu relativieren versucht - vergeblich, denn sie ist es, die alles relativ zu ihrem ein und alles betrachtet. Der jüngste Krieg ist interessant, weil er mit Pistolen in Kinderhand zu tun hat, und das Kino, weil es zu dem beliebten Video- und Fernsehkonsum-Thema führt; kurz, alles, was sich nicht in Bodennähe abspielt, ist „überflüssig“ oder Teil des Mutter-Kind-Familien-Wiederholungsgesangs.

Mit dieser zweckmäßigen und lebensnahen, überschaubaren und durch und durch muttibeheherrschten kleinen Welt hat die Mutti einen Kokon gesponnen, in dem sie sich möglichst unbehelligt von den Einmischungen nichtmütterlicher Nörgler und Besserwisser endlich voll entfalten kann. Die gleichermaßen glänzende wie kaputte Außenwelt soll „draußen bleiben“, weil sie sowieso nichts als fremde - und das heißt schlechte, ungesunde - Einflüsse bereithält, zu denen nicht nur Videos, Computerspiele, Süßigkeiten,

Umweltgifte etc. gehören, sondern auch all die intellektuellen und/oder vergnüglichen Ablenkungen, die sie als „nur“ erwachsene Nichtmutter genossen hat. Man kann in solchen Fällen den Eindruck gewinnen, daß die Mutter nicht etwa das Kind, sondern sich selbst vor den feindlichen Einflüssen schützen will, die ihr utopisches Alltagsidyll zu unterwandern und seine putzige Setzkastenordnung zu stören drohen. Besonders bei denjenigen, die erst spät Kinder bekommen - nach einer Probezeit in Sachen Bildung und Beruf und entsprechend reiflicher Überlegung, sozusagen mit allen pädagogischen Wassern gewaschen - ist diese postalternative Selbstbeschränkung zu beobachten. Eine Gesinnung, die aufs Natürliche, Eigene, Echte und Gesunde aus ist, flankiert die reale Beschneidung der weiblichen Persönlichkeit um ihre erotischen und intellektuellen Anteile zugunsten einer „nur-mütterlichen“ Existenz. Doch im Kern geht es um etwas anderes als um die richtige Moral. Wer seine Lebensmöglichkeiten so über Gebühr einengt, tut das nicht selbstlos. Als Inhaberin der wichtigsten Familienrolle verbucht die Mutter einen entscheidenden Machtgewinn - und die Investition ist Mutterliebe in allen Varianten. Hinter der Haltung der Märtyrerin, die ihren gesamten Alltag den vermeintlichen psychischen und physischen Bedürfnissen des Kindes unterordnet, verbirgt sich der Wunsch, unentbehrlich zu sein und jede familiäre Regung unter Kontrolle zu behalten. Was den Schein der guten alten Tugenden trägt - Mitgefühl, Hilfsbereitschaft, Treue und Verlässlichkeit - erzeugt Abhängigkeit und schlechtes Gewissen bei den Beschenkten.

Die Muttermacht spiegelt sich in den familiären Nebenrollen. Der Vater, falls anwesend — heutzutage eher der Typ des soften Mitmachvatis - wird in solchen Konstellationen häufig geradezu in die traditionell passive, gleichgültige Haltung (zurück)gedrängt. Es ist ein trauriges Kapitel, daß sich Väter nach wie vor aus der Familienarbeit heraushalten. Noch trauriger ist es, daß dies tendenziell auch die sogenannten neuen Väter tun, die als Freizeitpapis in Erscheinung treten und bei ihrer „Sonntagsarbeit“ mit den Kindern mehr Anerkennung einheimsen als die Mütter mit ihrer dauernden Alltagsmühe. Am traurigsten aber ist es, wenn „emanzipationswillige“ Väter von einer (bewußt oder unbewußt) eifersüchtigen, um ihre Alleinherrschaft bangenden Mutter stets beiseitegeschubst werden, weil sie ja alles besser weiß und besser kann. Wie oft zieht er bei der Bewerbung um die Kinderbetreuung den kürzeren - je kindnäher die Tätigkeiten sind, desto eher! Sie kann die Signale des Schreihalses richtig deuten, sie verfügt über die magische Einfühlung, sie weiß, woran es gestern und vorgestern lag, daß das Kind sich so und so verhalten hat, sie kennt die Krankheitssymptome, sie hat sich mit Ärzten und Mitmüttern und Kindergartenerziehern unterhalten; sie wacht über ihren Vorsprung, d. h. über ihre familiären Machtanteile. In Mütterunden schreckt man häufig nicht vor den hausbackensten Klischees von den „zwei linken Händen“ der Männer, von ihrer notorischen Unzuverlässigkeit und schließlich von ihrer fahrlässigen Permissivität zurück: Er hat das Kind einfach in die Geisterbahn gesetzt! Er hat es allein mit dem Fahrrad zur Musikstunde fahren lassen! Er hat einfach keine Ahnung! Ein Vater muß schon wahrhaft

edel-revolutionäre Motive haben, um hier der Versuchung zu widerstehen, in die alte Bequemlichkeit zurückzufallen. Nur in dem (wahrscheinlicheren) Fall, daß die Mutter einmal eine katastrophenbedingte Zwangspause einlegen muß, darf er eine Teüzeitverantwortung übernehmen, die ihm danach wieder abgenommen wird - ein „Trümmermann“, der seine Schuldigkeit getan hat.

Die Kinder spielen in der Familie die Hauptrolle ohnehin nur im schillernden Sinn von „gefangenen Königen“. Daran kommt heutzutage kein noch so souveränes und selbstkritisches Elternverhalten vorbei; zum fatalen Prinzip wird diese Rolle allerdings, wenn die mütterliche Dienerschaft am teuren Gut zum alleinseligmachenden Lebensinhalt erhoben wird. Hier ist nicht von den psychischen Extremfolgen einer gnadenlosen *overprotection* die Rede, sondern von dem alltäglicheren Vorgang, daß Muttis als oberste Bescheidwisserinnen ein festes Mutter-Kind-Gefühlspaket schnüren. Kinder sind ja zunächst einmal unbeschriebene Blätter, *black boxes*, Rätsel, die es zu deuten gilt. An den mütterlichen Interpretationen läßt sich der Grad an Kinderformung und Zwangsdefinition ablesen, der den Kindern zugemutet wird. Da gibt es vielfältige Mechanismen: stellvertretende Gefühlsäußerungen (die Mutter verfällt an Stelle des Kindes bei einer guten Klassenarbeit in Freuden-, bei einer unterbliebenen Geburtstagsfeier in Trauerausbrüche) oder Drittgespräche und -anekdoten (die Mutter spricht in *Gegenwart* des Kindes mit Dritten *über* das Kind), endloses Argumentieren und Durchdiskutieren, prophetische Voraussagen, Totloben ... Ähnliches spielt sich indirekt in den Mitmuttergesprächen über Kinder, dem Generalthema der Muttis, ab, die oft den Charakter einer simplen Alltagsverdoppelung haben und zudem merkwürdig normiert und stereotyp wirken, obwohl sie den Anspruch verfolgen, das Individuelle, Unverwechselbare des eigenen Kindes und seiner Erziehung zu betonen. Man erfährt bei einem solchen Austausch stets mehr über die Mütter als über die Kinder, egal, ob es sich um Still-, Eß-, Krabbel-, Trockenwerdungs- oder Zubettbringgespräche oder um Kinderarzt-, Kinderklammotten- oder Kinderkostengespräche handelt. Auffällig ist die Bereitwilligkeit, mit der hier immer wieder der „Kinderplural“ benutzt wird: „Ja, das nutzen *die* ganz schön aus, wenn man nachgibt...“ - „Bei dem Wetter sind *sie* halt anfällig...“ - als spreche man über eine Gattung, und ihr Schöpfer sei niemand anders als man selbst: die Mutti.

Die Müttervereinigung

Solche Müttergespräche sind fester Bestandteil einer halb privaten, halb institutionalisierten Öffentlichkeit unter Müttern, die dem guten Zweck dient, jeder einzelnen - durch Überwindung ihrer Einzelheit - das Leben zu erleichtern. Auch dies ist - wie die innerfamiliäre Verantwortung jeder einzelnen Mutter - eine Selbstverständlichkeit, hinter der sich immer wieder Zwänge durchsetzen: dann nämlich, wenn statt Unterstützung Kontrolle ausgeübt wird und statt hilfreichem Austausch eine gegenseitige Verpflichtung auf einen Mütter-Wertekanon stattfindet. Die Grenzen sind dabei oft fließend und daher um so weniger einklagbar.

Gerade dann, wenn der Staat es an der notwendigen Infrastruktur fehlen läßt, sind Mütter aufeinander angewiesen, und der Begriff Solidarität ist hier mehr als angebracht. Diese Solidarität scheitert häufig und aus vielerlei Gründen. Im privaten Rahmen sind es die psychologischen Mechanismen, die aus den innerfamiliären Machtwünschen der Mütter erwachsen. Mütter, die sich Extravaganzen leisten und offensiv außerfamiliäre Interessen verfolgen, werden weniger gern entlastet - hier spielen oft Eifersüchteleien eine Rolle nach dem Motto: Die soll sich das genauso wenig leisten können wie ich! Getreu den obligatorischen Klagen à la „Ich war schon seit Jahren nicht mehr im Kino“ (der Kinder wegen natürlich) übernimmt man das Kind der anderen zwar gern, wenn diese einen Behördengang zu absolvieren hat, aber nicht, wenn sie zugibt, sich einfach einen schönen Abend machen zu wollen. Nur-Familienfrauen diktieren nicht selten den berufstätigen Müttern ihre Standards und gucken scheel, wenn diese einen Elternabend oder eine Samstags-Verschönerungsaktion im Kindergarten sausen lassen oder statt Selbstgebackenem zum Weihnachtsfest Supermarktkekse mitbringen. Hinter ihren vorwurfsvollen Andeutungen schwingt unausgesprochen der Moralhammer und klingt nach „Kind abgeben“, „Rabenmutter“, „Ausnutzen“, „Egoismus“. Und schließlich verwechseln gerade Vollblut- und Vollzeitmütter die pragmatischen Kontakte zu anderen Müttern allzu gerne mit Spielstunden analog zu den Kinderbegegnungen, die dabei stattfinden. Wo es technisch und menschlich angebracht ist, sich wechselseitig als Kinderbetreuerin unter die Arme zu greifen, herrscht der Anspruch, sich solche Dienste durch langatmige Müttergespräche zu versüßen; daß das Alleinsein ein existentielles Bedürfnis gerade von Müttern ist, wird damit ignoriert. Und schließlich taucht immer wieder ein unterschwelliges Verbot auf, über eigene Fehler in der Kindererziehung, über Ausbruchswünsche oder gar -plane, über das Hadern mit der Mutterrolle, über negative Gefühle gegenüber dem Kind und ähnliche „Abweichungen“ zu sprechen. Die Haltung der Supermutter, die 24 Stunden am Tag glücklich ihre Pflichten erfüllt und nach deren Pfeife Mann und Kinder tanzen, die darüber hinaus in jeder Hinsicht, sexuell und intellektuell zufrieden ist, schwebt über vielen privaten Mütterkontakten und straft diejenigen, die sich unzufrieden oder ungenügend fühlen, mit einem schlechten Gewissen. Heuchelei, Selbstzensur, Bittstellerei und Anbiederei sind die Folgen. Gefahrlos lassen sich Klagen und Widersprüche immer nur dann anbringen, wenn sie die Opfermentalität stabilisieren: als Lamento über all das, was man als Mutter versäumt und was man sich versagt, als Seufzer über die eigene Unersetzlichkeit, als Beschwerde über die Unzuverlässigkeit des Partners oder die Undankbarkeit der Kinder. Darin zeigt sich die Doppelmoral, die am Status quo nicht rütteln will, aus Alibi-Gründen jedoch periodisch mit schmetternder Genugtuung die eigene Unterprivilegiertheit bedauert und die bösen Schuldigen anklagt.

Solche Erfahrungen wiederholen sich verstärkt auf der institutionellen Ebene - in Still- und Krabbelgruppen, Spiel- und Elterninitiativen, Kinderläden und Kindergärten, Mütterzentren und Vereinen. Gerade weil es hier

nicht um Funktionen, sondern um Eigeninitiative und nicht ums Gehalt, sondern um die Mitmachqualität geht, entwickeln sich Hierarchien auf der Basis unausgesprochener moralischer Normen und Verpflichtungen. Der Typus der „Berufsmutti“ diktiert das Reinheitsgebot und legt den Kodex perfekten Mutterdaseins fest. In solchen Zusammenhängen ist denn auch ohne Scham ausschließlich von „Müttern“ die Rede, selbst wenn der eine oder andere Vater äußere Hemmnisse und innere Schweinehunde überwunden und den Weg in den Mütterzirkel gefunden hat. Die eigentliche Funktion solcher Einrichtungen - ein Netz zu bilden, das die mütterlichen Mitglieder bei Problemen auffängt - verkehrt sich auf diese Weise in die eines engmaschigen Fangnetzes, in dem sie zappeln, einander vorführend, wie aus einer hundert-eine hundertfünfzigprozentige Mutter wird, die sich über ihre familiären Aufgaben hinaus noch eine Menge weiterer Aufgaben im ehrenwerten mütterverbindenden Außenkreis aufgehalst hat. Die Kontrollfunktion ist offensichtlich: Hier liegen die organisatorischen Kapazitäten, die Aufopferungsbereitschaft und last not least die Hausfrauenqualitäten jeder einzelnen offen zutage, und Rückschlüsse auf ihre familiären Leistungen sind allemal erlaubt, wenn nicht geboten. Schützenhilfe bekommen diejenigen, die solche Kriterien verkörpern und weitergeben, immer noch von dem in unser aller Hinterköpfen weiterwirkenden Ideal der selbstgenügsamen, froh dienenden, den inneren Lebenskreis beherrschenden Hausmutterfrau, das in fataler Kontinuität von Luther bis Goethe, von Goethe bis zum Mutterkreuz und von dort bis zur heutigen erbaulichen pädagogisch-psychologischen Aufrüstung überdauert.

Gründe und Auswege

Was treibt Frauen als Mütter in dieses selbstgewählte Exil, wo sie sich selbst und andere auf die alte Mutterrolle einschwören, anstatt - gerade weil ihnen das Leben angesichts mangelnder öffentlicher Unterstützung zunehmend schwer gemacht wird - einander durch Hilfe und Selbsthilfe mehr Freiheiten zu verschaffen? Wohlgemerkt: Daß sie in objektiven Zwängen stecken, leugne ich nicht; hier geht es lediglich darum zu fragen, warum die Muttis so viel daransetzen, den unfreien Zustand zu zementieren und zu verlängern: um ihren eigenen Anteil an der Misere also.

Eine erste Begründung ergibt sich, wenn man die Kehrseite der mütterlichen „Hausmacht“ betrachtet. Die Mutterrolle ist natürlicherweise die Schaltstelle der Privatheit, indem sie deren familiäre Entfaltung sichert, und sie ist zugleich ein Ort der Zuflucht vor einer immer härter und undurchdringlicher werdenden Außenwelt. Mütter sind in gewissem Sinn die einzigen Aussteigerinnen, die einen (allerdings nur psychischen) Machtgewinn verbuchen können. Wie andere „Aussteiger“ mauern sich einige von ihnen ideologisch ein; die Nestwärme, die im abgeschotteten Mütterland entsteht, wird durch permanentes Zusammenglücken, eifrige (Selbst-)Bestätigung, gegenseitige Kontrolle und Stigmatisierung von Abwechslern gesichert. Doch es ist nicht bloß eine allgemeine soziale Orientierungslosigkeit, die Frauen zur

Flucht nach vorn in die Sicherheit eines reinen, wohldefinierten Mutterdaseins treibt. Frauen leiden nach wie vor unter einer weitergehenden gesellschaftlichen Ohnmacht, die sie durch mütterliche Macht zu kompensieren verführt sind.

Die Monokultur der Familienintimität verspricht Entlastung von der Zumutung, den verschiedensten Ansprüchen gleichzeitig gerecht werden zu müssen. Nach wie vor sind Frauen durch konkurrierende Rollenanforderungen einer permanenten Zerreißprobe ausgesetzt. „Mama“ oder „Hure“ oder „Emanze“ - familienorientiert oder attraktiv oder beruflich engagiert - „geschlechtslose“ Mutter oder „rein weibliches“ Objekt des Begehrens oder „männliche“ Berufsfrau lauten immer noch die *Alternativen* einer weiblichen Existenz. Die verschiedenen Anteile ihrer Persönlichkeit auszuüben, ist für Frauen im Gegensatz zu den Männern tendenziell eine materielle und psychische Überforderung. Als Vollblutmütter entziehen sie sich diesem Dauerspagat auf dem - relativ gesehen - leichtesten, häufig aber auch einzigen (Aus-)Weg. Sie speisen ihre erotischen, intellektuellen und technisch-praktischen Fähigkeiten in den Mutterkanal ein. Das führt - um so mehr, als auf Dauer der Rückweg immer schwieriger wird - zu Einseitigkeiten und Verkümmierungen, denn keine einzige von ihnen ist ein Megaweib à la Hera Lind, deren aufdringliches „Ich kann alles, und zwar hier und heute“-Image sämtliche Realitäten und Realisierbarkeiten hinter sich läßt. Da liegt es nahe, auf der anderen Seite möglichst viel Gewinn anzuhäufen, und der liegt einzig und allein in der Familienmacht, in Unentbehrlichkeit und Unersetzlichkeit, in der Abhängigkeit der anderen Familienmitglieder, in den Früchten der Haus- und Erziehungsarbeit und der Bestätigung durch andere - vornehmlich andere Mütter, denn mehr Anerkennung als Sonntags- und Muttertagsreden ist von öffentlicher Seite nicht zu erwarten. Gesellschaftliche Ohnmacht - hausmütterliche Macht: Dieses alte Frauenschicksal findet seine Fortsetzung in Muttikreisen.

Die Ergebnisse des „bösen Blicks“ aufs Mütterland abschließend mit einem Klacks aus der Tube „Politische Lösungen“ zu garnieren hieße, die Sonntagsreden fortzusetzen. Schon an der „Basis“ - als Mutter und unter Müttern - gibt es eine Menge unausgeschöpfter Möglichkeiten, sich selbst und einander Wege in nichtmütterliche Welten zu ebnet oder freizuhalten. Die vorhandenen Infrastrukturen, seien sie privat, halbprivat oder öffentlich, bieten Gelegenheiten, durch logistische, betreuerische, organisatorische und beratende Selbsthilfemaßnahmen ein Weniger an Mütteraufgaben bei jeder einzelnen zu erzielen - nicht ein Mehr, wie es die quasi-berufliche Müttermission verlangt. Statt Zensurüberwachung und leistungssteigernder, Planübererfüllung stimulierender Konkurrenz könnten sie dazu dienen, die Mutterkindbindungen zu lockern und Energien für außermütterliche Aktivitäten freizusetzen - freilich möglichst ohne Rechtfertigungszwänge. Denn Freisetzen - das heißt: Auch voreinander (und d. h. vor derjenigen, die ihre Hilfe anbietet!) dürfen Frauen, die Kinder haben, Geheimnisse haben. Und noch

wichtiger: Sie dürfen Fehler machen. Gerade wenn Frauen einander darin unterstützen wollen, andere als die Mutterrolle wahrzunehmen oder auszuprobieren, dürfen sie einander nicht auf Perfektion verpflichten. Die Koexistenz verschiedener Rollen wird nie friedlich und das Streben nach einer zugleich mütterlichen, weiblichen und emanzipierten Existenz wird nicht durchzusetzen sein, ohne sich in irgendeiner Form „schuldig“ zu machen. Wenn Mütter sich und anderen Müttern zugeständen, daß sich die eigenen Wünsche immer wieder einmal gegen das Mutterdasein wenden, dann brauchten sie nicht den (berechtigten) Egoismus mit (moralisch-altruistischer) Selbstgerechtigkeit und die Befreiungsimpulse mit ängstlicher bzw. eifersüchtiger Wachsamkeit zu bekämpfen. Solidarität unter Müttern kann etwas ausgesprochen Konkretes sein: einander Platz zu schaffen für Aus- und Abwege, Sonder- und Umwege, auf denen man mal eine falsche Gangart wählt, mal aneckt, mal stolpert, wenn Widerständiges, Exotisches und Sperriges mit dem Mutterdasein verbunden werden. Nicht zuletzt kann eine Frau, die es sich auf diese Weise leisten kann, sich auch auf anderen Experimentierfeldern zu bewegen, ihr eigenes Mutterdasein von außen betrachten, relativieren und überdenken. Im „eigenen Saft“ kann diese Haltung schwerlich entstehen. Dabei schafft sie die Basis jeder Veränderung: Selbstdistanz und die Fähigkeit, über sich selbst zu lachen.